

Eine sich entwickelnde Epistemologie der Familientherapie Als Entwurf zusammengestellt von Gaby Müller-Moskau (1999)

Nichols und Schwartz (1991, in Paré 1994) beschreiben eine „philosophische Midlife-Krise“, welche die Familientherapie in den 80er Jahren „befiel“.

Viele neue Ideen aus der Physik, Neurobiologie, Hermeneutik, dem sozialem Konstruktivismus, der literarischen Dekonstruktion, dem Feminismus und aus transkulturellen Studien – um nur einige zu nennen – produzierten eine Periode der „professionellen Unsicherheit“ in Bezug auf Familientherapie. Die zunehmende Kritik an der Familientherapie berührte Entscheidungen, die in der deskriptiven Beschreibung der systemischen Metapher nicht enthalten sind.

Während Epistemologie („die Sicht, wie wir die Welt erkennen“) so erscheint, als ob sie mit der Ausübung der Therapie nichts zu tun hätte, ist es natürlich unmöglich, ohne epistemologische Annahmen zu arbeiten, auch wenn es so erscheint, als ob wir uns dessen nicht bewußt wären.

Alle unsere Theorien – ob Theorien bezüglich Psychotherapie oder einer persönlichen Theorie des Lebens – zeigen sich in den Wahlmöglichkeiten, die wir Tag für Tag treffen.

Epistemologie informiert unser Glaubenssystem, wie und wo Probleme entstehen, wie sie aufrecht erhalten werden und was die Auflösung erleichtert. Epistemologie ist die Studie bzgl. Wissen, nicht wie die Welt „wirklich“ ist, sondern wie wir die Welt erkennen. Wie *von Foerster (1985)* sagt: „Epistemologie zielt auf das Verstehen von Verstehen“. Fragen bzgl. der Realität gehören zu einer anderen Disziplin – der Ontologie.

Weshalb der Unterschied so wichtig ist, erscheint einfach: Familientherapie lenkt die Aufmerksamkeit immer mehr auf die Welt der Erfahrung, die wir wissen können. In anderen Worten: der Fokus bewegt sich in einen epistemologischen Bereich und läßt die ehemalige Beschäftigung mit der „realen“ Welt beiseite zugunsten der Ontologie. Aber die hauptsächlichen Modelle der klassischen Familientherapie hatten ihre Wurzeln in der ontologischen Betrachtungsweise, „wie die Welt wirklich ist“. Die daraus resultierende Unsicherheit und Konfusion sind typisch für eine Periode zwischen wissenschaftlichen Paradigmenwechseln.

Bevor die systemischen Metaphern der Familientherapie untersucht werden, ist es sinnvoll, die Fragen zu prüfen, „wie wir wissen, was wir wissen“.

In sehr vereinfachter Form kann gesagt werden, daß sich die Epistemologie „wie wissen wir, was wir wissen“, im vergangenen Jahrhundert verändert hat: Vom Fokus der beobachteten Welt als Objekt hin zu einem Fokus zwischen Subjekt und Objekt; das heißt, auf die intersubjektive Domäne, wo Interpretation im Austausch mit anderen geschieht.

Konstruktivismus und Konstruktivismus

Konstruktivismus ist vorrangig individualistisch und fokussiert hauptsächlich auf Sinn und Verstand und auf den Prozeß der Information, während sozialer Konstruktivismus sich mit der Person in der Gemeinschaft beschäftigt und auf Bedeutung und Interpretation fokussiert. Konstruktivismus bezieht sich hauptsächlich auf neurobiologische Forschungen einschließlich des Befundes, daß offensichtlich keine Korrelation besteht zwischen dem wahrgenommenen Objekt und dem, was die retinalen Zellen empfangen. Für *Maturana (1978, in Paré 1994)* ist die epistemologische Schlußfolgerung das, was er „Struktur-Determinismus“ nennt: die Struktur des „beobachtenden Systems“ determiniert das Ergebnis jeglicher Interaktion mit äußerlichen Systemen. In anderen Worten: Konstruktivismus weist auf den Beobachter als Referenzpunkt des Wissens.

Das konstruktivistische Denken war die erste epistemologische „Welle“, welche auf die klassischen Familientherapien einen großen Einfluß hatte und zur Systemischen Therapie führte. Während systemische Metaphern zirkuläre Prozesse, Feedback, die Verbindung zwischen Ebenen u.s.w. betonen, führen sie nicht eindeutig dazu, wie wir die Welt erfahren, sondern wie die Welt ist. Systeme werden als komplexe Einheiten definiert, welche die Welt beobachten.

Sozialer Konstruktivismus führt zu neuen Unterscheidungen außerhalb der konventionellen systemischen Betrachtungsweisen. Der Konstruktivismus beschäftigt sich in seiner Epistemologie nicht mit dem Nervensystem, sondern mit der intersubjektiven Beeinflussung der Sprache und Kultur und auch mit der hermeneutischen Tradition der Textinterpretation. Das heißt, daß das „Wissen“ weder im Beobachter noch im Beobachteten zu finden ist, sondern an einem Platz „zwischen den beiden“, in der sozialen Arena interpretierender Subjekte.

Während sozialer Konstruktivismus die „konstruktivistische Sichtweise“ nicht explizit ablehnt, wird sie nur in einer bestimmten Art und Weise angenommen: Wir sind alle in unserem biologischen Organismus isoliert und wir sind Mitglieder einer Gemeinschaft von interpretierenden Wesen. Menschen können als datenprozessierende Wesen in Einklang mit ihrer einmaligen Struktur (Konstruktivismus) gesehen werden und sie teilen mit anderen den „Text“ ihrer Erfahrung.

Konstruktivismus betont weder die Biologie des Beobachters, noch die Ontologie der beobachtenden Welt, sondern der Fokus ist auf Wissen als Funktion der gemeinsamen Interpretation des Textes gelegt.

In dieser epistemologischen Betrachtung gewinnt „Bedeutung“ Vorrang und Gegebenheiten werden als semantische anstatt als logische oder kausale Organisation angesehen.

Die Textanalogie wird von vielen (z.B. *White und Epston, 1990*) als „Neugestaltung sozialer Gedanken“ gesehen.

Die semantische Dimension öffnet die Tür zur Beachtung der Sprache und Kultur, was der Konstruktivismus – mit dem Schwerpunkt Biologie – so nicht leisten kann.

Wenn Erfahrung als Text gesehen wird, der miteinander in der Gemeinschaft interpretiert wird, dann spielt die Sprache eine kritische Rolle bei der Diskussion der Unterschiede, welche unsere Welt gestalten: d.h. daß Wissen und Sprache untrennbar sind (*Anderson und Goolishian, 1988*) und als wesentlich angesehen werden.

Sprache kann nicht isoliert von Kultur gesehen werden, weil Sprache aus einem kulturellen Milieu stammt. D.h. daß „die Worte, die wir benutzen, um unsere Welt darzustellen, Konstruktionen von Gemeinschaften spezifischer Interessen, Glaubensbekenntnissen und Lebenswelten sind“ (*Gergen, 1991*).

Der sozialkonstruktivistische Blick richtet sich auf die Art und Weise, wie wir gemeinsam wahrnehmen, interpretieren und unsere Erfahrung konstruieren, um Bedeutungen zu schaffen und auf diese Art und Weise unsere Welt formen.

In diesem Kontext können Individuen, Familien und ganze Kulturen eine völlig andere Art von kreativer Power entwickeln als bei der objektivistischen Epistemologie, welche zum dominanten familientherapeutischen systemischen Modell wurde.

Wenn der Modernist ein Ingenieur war, der von Gesetzen der Wissenschaft beeinflusst wurde, ist der Postmodernist ein Geschichtenerzähler, der von seiner Imagination inspiriert wird. Während Sprache und Kultur den Kontext für unsere Formulierungen schaffen, erzeugen Narrative die Form. Wenn unsere Erfahrung sich mehr mit der Konstruktion beschäftigt als mit der Realität, sind „Geschichten“ ein nützlicher Weg, um das Paket, welches dazu benutzt wird, zu beschreiben. In den letzten 10-15 Jahren haben sich drei Kategorien der narrativen Familientherapie herausgeschält:

- Lösungsfokussierte Therapie, welche sich hauptsächlich auf Lösungen konzentriert, in denen Ausnahmen eine wichtige Rolle spielen. *De Shazer (1993, in Paré 1994)* meint, daß der externe Kontext nicht wichtig sei.
- Der „Reflexive konversationale Ansatz“ fokussiert ebenfalls auf Ziele und Lösungen (*Anderson und Goolishian, 1992*) und auf die Haltung der Therapeuten als „Nichtexperten“, die nicht „besser wissen“ als Klientinnen, sondern auf deren Expertise vertrauen. Therapie wird als „linguistische Begebenheit“ konstruiert und der Therapeut ist ein „Meister der Konversation“.
- Die „narrative Orientierung“ berücksichtigt besonders die kulturellen Begebenheiten (*Epston und White 1992, Freedman und Combs 1993, Zimmermann und Dickerson 1993*). Sie „hilft“ Klienten, Geschichten (d.h. Geschichten über Probleme), die sie bedrücken – die White dominante Geschichten nennt – zu dekonstruieren, so daß eine neue Geschichte entstehen kann.

White hat *Derridas* Begriff der „Dekonstruktion“ in die narrative Praxis eingeführt; er hat *Derridas* Ideen bezüglich der Fragwürdigkeit fester Begriffe und Gegensätze – wahr oder falsch, gut oder schlecht – aufgegriffen und den Begriff „Dekonstruktion“ – der nicht weniger sein sollte als eine grundlegende Infragestellung der metaphysischen, logo-zentrischen Denktradition des Abendlandes – in die Praxis übernommen.

Ausgehend von *Heidegger* kritisiert *Derrida* ein europäisches Denken, das seit *Platon* auf das Eine, das System, das Wahre, gerichtet sei. Das Verschiedene, Andere, Namenlose, soll geordnet und in einem System von Begriffen verständlich gemacht werden.

Was dagegen Dekonstruktion ist, zeigt am Besten das Wort selbst: De-konstruktion meint nicht bloß Dekonstruktion und auch nicht Konstruktion, sondern – in einer paradoxen Bewegung – beides.

Dekonstruktion zerstört Gewißheits- und Verwendungszusammenhänge, um sie in einer neuen, nicht hierarchischen Form wieder aufzubauen.

White hat *Derridas* Ideen mit *Foucaults* Ideen über Macht gekoppelt und in seine „narrativen Fragen“ eingebaut.

Foucault meint, daß wir in der westlichen Welt nicht nur negative oder unterdrückende Macht erleben, sondern auch die Wirkung einer positiven Macht, einer, die das Leben von Menschen formt. Mittels dieser Macht normalisieren Menschen „die Wahrheiten“, die ihr Leben und ihre Beziehungen formen. *Foucault* meint, daß wir endlich aufhören müssen, Macht nur in negativen Termini zu beschreiben: „Sie unterdrückt, läßt nicht zu“ u.s.w.

De facto produziert Macht die Realität, sie produziert Rituale der Wahrheit und die Domäne von Objekten. *Foucault* meint nicht, daß es objektive Fakten über die Natur von Menschen gibt, sondern die konstruierten Ideen, welche dem Wahrheitsstatus gegeben werden. Die Wahrheiten sind normalisierend, indem sie Normen konstruieren, wie Menschen leben könnten.

Quellen:

Anderson, H. & Goolishian, H.A.: Human systems as linguistic systems: Preliminary and evolving ideas about implications for clinical theory. *Family Process* 27: 371-393.

Epston, D. & White, M.: Experience, contradiction, narrative and imagination. Adelaide: Dulwich Centre 1992.

Foerster; H.v.: Apropos epistemologies. *Family Process* 24: 517-521, 1985.

Freedman, J. & Combs, G.: Narrative Therapy. The social construction of preferred realities. New York: Norton 1996

Gergen, K.J.: The saturated self: Dilemmas of identity in contemporary life. New York: Basic Books 1991.

White, M.: „Selected papers“, Dulwich Centre Publication, 1989

White, M. & Epston, D.: Narrative means to therapeutic ends. New York: Norton, 1990.

White, M.: „Die Zähmung der Monster“, Auer Verlag

Pare, D.: „Of Family and other Cultures“, *Family Process*, March 1995, Volume 34.

Zimmerman, J.L. & Dickerson, V.C.: If Problems Talked. Narrative Therapy in Action. New York: Guilford 1996.

Gaby Müller-Moskau, M.S.W.
MFK Münchner FamilienKolleg
www.mfk-fortbildung.de